

Gewalt macht Menschen. Oder doch nur Männer?

Über Realitäten und andere blinde Flecken.

Von Jürgmeier

Jahrelang habe ich es in Essays und Referaten geschrieben und werde es auch weiterhin tun: Gewalt macht Männer. Gewalt gegen andere. Gewalt gegen sich selbst. Das „Konzept Mann“ ist eine Reaktion auf die Unberechenbarkeiten des Lebens. Das Unkontrollierbare und Angst Machende, insbesondere Sexualität und Tod, wird aus der männlichen Existenz verdrängt und auf „die Frau“ projiziert, die damit zum „Feindbild Frau“ mutiert. Nur wenige Wochen nach „nine, eleven“ kam nebst Bush und Rumsfeld in Uniform auch Bin Laden im Ballettröckchen auf den Markt. Und soll besonders gut verkauft worden sein. Mann sein bedeutet vor allem anderen, nicht Frau sein. „Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“ Formuliert es der ehemalige Ausbilder einer Anti-Terror-Einheit. „Der Mann“ kennt kein Nein und keine Grenzen. Das ist soziokulturelle Konstruktion, nicht gesellschaftliche Realität. Es gehört nun mal zum Leben, dass wir, ob Frau oder Mann, auch hilflos sind. Dass wir die Liebe anderer Menschen nicht „herstellen“, dass wir kaum etwas gegen das Elend der Welt zu tun vermögen. Die Unfähigkeit zur Trauer ob dieser Beschränktheit und der Zwang zur Einlösung des männlichen Allmachtsskonzepts bringen den Wunsch hervor, zaubern zu können. Denn die Berührung der Welt mit dem Zauberstab der Gewalt, so die magische Denkfigur, verwandelt sie in „meine“ Welt. Gewalt macht Männer.

Blinde Flecken

So schreibe, so doziere ich es bei verschiedenster Gelegenheit. Immer mit dem Hinweis, dass keineswegs alle real existierenden Männer gewalttätig und alle real existierenden Frauen Friedensengel seien. Dass dann aber Arne Hoffmann im Dossier „Häusliche Gewalt“ in der Zeitschrift „Psychoscope“ schreibt, „körperliche Gewalt in der Partnerschaft“ gehe zum „überwiegenden Teil von Frauen aus, nicht von Män-

nern“, irritiert auch mich. Aber er besteht darauf: „Die Menge der Studien, die dies belegen, [ist] längst unüberschaubar geworden.“

Reaktionäre Männerpropaganda? Gefälschte Statistiken? Oder ein ernstzunehmender Beitrag zur Beschreibung gesellschaftlicher Wirklichkeit, der blinde Flecken in unseren Geschlechterkonzepten aufdeckt?

Wenn die Instrumentarien fehlen, um Wahrheit festzustellen, bleibt nur die Testfrage, welches Interesse hinter der Bereitschaft steckt, das eine für Wirklichkeit, das andere für Propaganda zu halten. Wer will „die Frau“ als Opfer, wer will sie als Täterin sehen? Wer will „den Mann“ als Opfer, wer will ihn als Täter übersehen? Wer will die Beschreibung von Welt so lange differenzieren, bis die weich gespülte Wirklichkeit ihres harten Kerns – Männer sind mehr Täter und Opfer körperlicher Gewalt als Frauen – beraubt ist?

Dass Frauen „den Mann“ eher als Täter denn als Opfer wahrnehmen, ist verständlich – zum einen sind sie immer wieder Opfer realer männlicher Gewalt, zum anderen dient die Stilisierung des „bösen Mannes“ der Stärkung des idealisierten Selbstentwurfes. Aber warum sehen sich Männer selbst lieber als „böse Männer“ statt als „gute“ oder „nette“? Die Antwort ist einfach: Es erhält die Männlichkeit. Der Begriff des männlichen Opfers, schreibt Joachim Lenz in der Zeitschrift „männer.be“ sei „ein kulturelles Paradox: Entweder ist jemand ein Opfer oder er ist ein Mann. Beide Begriffe werden als unvereinbar gedacht.“ Der Mann, der geschlagen wird (und nicht zurückschlägt), der Schwache, Hilflose oder Ängstliche wird nicht als „Mann“, sondern als „Frau“ wahrgenommen. Umgekehrt werden Frauen, die Gewalt anwenden, zu „Männern“. Damit verschwinden männliche Opfer und weibliche Täterinnen wie von Zauberhand.

„Den Mann“ als Hilflosen denken

Vielleicht aber ist Gewalt wie so Vieles nur eine Frage der Möglichkeiten. Die Frage, weshalb sie das trotzendes Kind, aber nicht den nervenden Chef schlägen, beantworten die meisten pragmatisch: „Der würde mich glatt rausschmeissen.“ Niemand marschiert in den USA ein, um Atom- oder Biowaffen zu beseitigen. Womöglich sind Frauen nicht aus Einsicht weniger gewalttätig als Männer, sondern weil sie den Gegenschlag fürchten oder weil ihnen noch kein Staat das Recht auf körperliche Züchtigung ihres Ehemannes zustand.

Oder ist Gewalt das letzte Refugium männlicher Macht? Die Stilisierung „der Frau“ als „Friedfertige“ eine hinterhältige Umarmungsgeste wie, damals, das Argument gegen das Frauenstimmrecht, Frauen seien „zu gut“ für den politischen Sumpf? Werden Frauen, wenn ihre Befreiung dereinst abgeschlossen ist – noch sind ja weibliche US-Präsidenten, UNO-Generalsekretärinnen und Verwaltungsratspräsidentinnen von

Nestlé und Coca Cola keine Selbstverständlichkeit -, ihrerseits und ohne Skrupel zum Zauberstab der Gewalt greifen? Weil Befreiung in patriarchalen Verhältnissen immer noch eine Befreiung auf „den Mann“ hin ist? Weil nach dem Zusammenbruch traditioneller Glaubensformen und ganzheitlicher sozialer Utopien nur noch das (selbstvergottete) Individuum als letzter Tröster und Terminator übrig bleibt, um Frieden und Gerechtigkeit über die Welt zu bringen? (Siehe den US-Präsidenten, der James Bond spielt.) Will heißen: Gewalt macht Menschen.

Nach Auschwitz begannen TheologInnen, Gott als einen Hilflosen zu denken, der gegen den menschengemachten Massenmord nichts auszurichten vermochte. Vielleicht müssten wir uns vor allem auch „den Menschen“ als Hilflosen, wenn auch nicht Tatenlosen, vorstellen. Dann, und erst dann, könnte die Befreiung von Frauen (beziehungsweise Männern) eine Befreiung zum „Menschen“ werden, weil es eine Befreiung auf das ganz Andere und nicht mehr auf „den Mann“ hin wäre.

August 2003